

ALAN CARTER
PRIME CUT
KRIMINALROMAN

AUS DEM AUSTRALISCHEN ENGLISCH
VON SABINE SCHULTE

EDITION NAUTILUS

PROLOG

Samstag, 5. Mai 1973. Später Nachmittag.
Sunderland, England.

Etwas verändert sich, das spürt er. Das Kräfteverhältnis verschiebt sich. Der Underdog knurrt. Gleich werden die Sanftmütigen die Erde erben. In seinen Augen flackern die Farben des Bildschirms, und er beugt sich vor, presst die Finger tiefer in die Sessellehne. Die Härchen auf seinem Arm richten sich auf und knistern wie ein reifes Feld vor einem Gewitter.

»... Hughes aus der Ecke, der Ball geht an Porterfield. Er ist drin! Porterfield schießt ein Tor für Sunderland ...«

Er springt auf, bespritzt den Farbfernseher mit seinem Double Diamond und dreht sich zu seiner Frau Chrissy und dem kleinen Stephen um, die auf der Couch sitzen.

»Hast du das gesehen, Schatz? Was, mein Sohn? Brillant!«

Er trinkt einen großen Schluck aus der Bierdose. Ein bisschen läuft daneben, rinnt an seinem Kinn hinunter und auf sein rot-weiß gestreiftes Hemd. Er führt ein Freudentänzchen auf. Die Spieler im Fernsehen umarmen und küssen sich. Das war völlig unvorhergesehen. Er zündet sich eine Embassy Regal an und zieht den Rauch tief in die Lungen. In Zeitlupe wird das Tor ein drittes Mal gezeigt, ein viertes. Er fragt noch einmal.

»Habt ihr das gesehen? Irre.«

Chrissys Hand ruht leicht auf ihrem schwangeren Bauch. Der kleine Stevie lehnt sich an seine Mama. Nein, Chrissy und Stevie haben das Tor nicht gesehen. Zu diesem Zeitpunkt sind sie schon mindestens zwei Stunden tot. Der schwarzbraune Yorkshire Terrier leckt unsicher an dem Blut auf dem billigen Paisley-Teppich.

Maud Street: Zweistöckige Reihenhäuser aus rotem Backstein, auf jeder Straßenseite dreißig, dicht gedrängt wie in einem schlecht sitzenden Gebiss. An dem Absperrband vor Nummer 11 sammelte sich bereits eine Menschenmenge. Wie viele andere auch präsentierte dieses Haus in den Fens-

tern die Teamfarben Rot und Weiß, zusammen mit einem »Ha'way the Lads«-Poster aus dem *Sunderland Echo*. Detective Sergeant Stuart Miller trat über die Schwelle. Chris Lawton, sein junger Assistent, folgte ihm.

Im vorderen Zimmer befragte eine Polizistin gerade die Nachbarin. Bei ihrem Anruf hatte sie angegeben, sie habe kurz reinschauen wollen, um den Sieg mitzufeiern, und da habe sie die beiden gefunden. Die Frau war klein und dünn, hatte braun gefärbtes Haar und die gelben Finger einer Kettenraucherin. Mit zitternden Händen zündete sie sich an ihrer Kippe die nächste Zigarette an und schnippte den erloschenen Stummel dann in den Kamin. Die Beamtin schaute auf, begegnete Millers Blick und nickte in Richtung Nebenzimmer.

»Kein schöner Anblick, Sir.«

Miller holte tief Luft und ging hinein.

Der Fernseher in der Ecke lief noch. Interviews und Feiern nach dem Spiel: Eine ekstatische wilde See aus Rot und Weiß überrollte das völlig verblüffte Wembley-Stadion. Vielleicht hatte bisher niemand ausgeschaltet, weil die Möglichkeit bestand, dass man vom Fernsehgerät noch Fingerabdrücke abnehmen konnte, oder aber, weil alle weiter gucken wollten, weiter dieses Wunder bestaunen und sich nicht davon trennen wollten. Der Zweitligist Sunderland hatte den Erstligisten Leeds United geschlagen. Ein einziges Tor hatte Sunderland den heißbegehrten FA-Cup beschert. Alle Experten, die nach dem Spiel zu Wort kamen, waren sich einig, dass dieser Tag in die Annalen der Fußballgeschichte eingehen würde. Miller hatte nichts dagegen einzuwenden.

Gleich hinter der Tür hing etwas schief ein gerahmtes Hochzeitsfoto an der Wand; der Bräutigam war Mitte bis Ende zwanzig und sah wie der Gitarrist von Slade aus, trug aber einen Anzug, als müsse er vor Gericht erscheinen. Große Augen, dunkles, schulterlanges Haar, ein schräger Pony und ein ebenso schräges Lächeln; vielleicht hatte er sich auf dem Weg zur Kirche irgendwo ein paar Bierchen genehmigt. Die Fahndung war schon eingeleitet worden, zuletzt hatte ein Nachbar ihn gesehen, als er nach der ersten Halbzeit die Straße hinaufgegangen war. Er war der Haupt-

verdächtige. An der Statistik gab es nichts zu rütteln, dachte Miller: nach dem Jawort der Gattenmord. Das Eheleben war lebensgefährlich.

Die Braut auf dem Foto erinnerte an kalifornische Frauen, sie hatte langes, fließendes blondes Haar, wie die Mädels in der Colawerbung mit ihrem »I'd Like to Teach the World to Sing«. In den tristen, versifften Straßen der nordenglischen Stadt musste sie der helle Wahnsinn gewesen sein. Es war ihr großer Tag, aber ihr Lächeln schien zu diesem Anlass nicht recht zu passen: als sei sie etwas skeptisch, nicht sicher, auf was sie sich da einließ. Daneben hing ein Foto von einem kleinen Jungen, etwa fünf oder sechs Jahre alt. Er hatte das blonde Haar seiner Mutter und das breite Lächeln seines Vaters. Und noch etwa zwei Jahre zu leben.

Das Zimmer war nicht groß, und es schien noch zu schrumpfen, als sie sich jetzt alle darin drängten: Miller mit seiner massigen Gestalt, der schlaksige Detective Constable Lawton, ein Fotograf und ein Arzt. Und dann noch die beiden Leichen.

»Du lieber Gott«, flüsterte Lawton hinter vorgehaltener Hand.

Sie saßen auf dem Sofa. Wenn man die Augen halb schloss und für einen Moment vergaß, wo man sich befand, sahen Mutter und Sohn aus, als wären sie vor der Glotze eingeschlafen. Aber das war eine grausige Täuschung. Die junge Frau war hochschwanger – die Braut auf dem Foto, mutmaßte Miller, aber er konnte bloß nach dem Haar urteilen, denn ihr Kopf war nur noch ein blutiger Brei. Sie war mit einem schweren Gegenstand erschlagen worden, einem Hammer vielleicht oder einem großen Schraubenschlüssel. Beide Ohrläppchen wiesen braune Brandmale auf. Jetzt konnte Miller es auch riechen: In den Mief von den kalten Kippen im übervollen Aschenbecher unten vor dem Kamin, zu dem der metallische, süßliche Blutgeruch und die anderen typischen Tatort-Düfte hinzukamen, mischte sich auch ein leichter Geruch nach Rauch oder etwas Versengtem.

Der kleine Junge saß neben der Frau, seine Hand ruhte auf ihrem Knie und sein Kopf an ihrer Schulter. Er schien etwa im gleichen Alter zu sein wie Stuart Millers eigener Sohn,

sieben oder acht. Sein Kopf war nicht so grässlich zugerichtet wie der seiner Mutter, aber doch blutverkrustet, denn auf der rechten Seite klaffte eine Wunde. Seine Ohrläppchen waren ebenfalls versengt. Detective Constable Chris Lawton stolperte aus dem Zimmer, und Miller hörte ihn draußen im Garten ergebnislos würgen.

Vor ihnen auf dem Fußboden stand eine Art Trafo. Ein Kabel steckte in der Steckdose, das andere war ein Starthilfekabel mit Krokodilklemmen. Der Trafo sah aus, als stamme er von einer Scalextric-Autorennbahn oder etwas Ähnlichem. Der Arzt zog sein mit Schuppen bestreutes Jackett von einem Haken an der Tür, schüttelte es über seinen schmalen Schultern zurecht und ließ sein Köfferchen zuschnappen.

»Ein Stromschlag oder ein Hieb mit einem Gegenstand, eins davon hätte doch gereicht. Warum also beides?«

Miller schüttelte langsam den Kopf. Ja, warum? Einerseits der kaltblütige Einsatz von Wissenschaft und Geräten, andererseits die hitzige Anwendung roher Gewalt. Womit hatten sie es hier zu tun?

Das Zimmer war ein armseliges Loch, drei mal vier Meter, trübe beleuchtet nur durch ein Fenster, das auf einen winzigen, mit Kringeln aus Hundekacke gesprenkelten Garten hinausging. In so einem Raum war Miller selbst auch aufgewachsen. Der gleiche billige Teppich, der gleiche bittere, schale Zigarettenrauch. Wer Glück hatte, wurde erwachsen, kam vorwärts und ließ sich von seiner Herkunft nicht unterkriegen. Wer nicht so viel Glück hatte, steckte für den Rest seines Lebens bis zum Hals in der Scheiße, ertrank in Selbstmitleid und teilte Schläge an die Menschen aus, die er angeblich liebte. Millers Hand wanderte instinktiv zu der kleinen Narbe am Augenwinkel, wo ihn an seinem zwölften Geburtstag der Ehering seines Vaters getroffen hatte.

War hier etwas Ähnliches passiert? War ein Familiendrama eskaliert? Er betrachtete die Leichen, die Seite an Seite auf dem Sofa lehnten. Aneinandergekuschelt, die Hände auf den Knien, in einer grausamen Parodie auf die glückliche Familie. Nein, hier handelte es sich um etwas anderes. Stuart Miller hatte Blut und Tod gesehen, Tragödien und Dumm-

heiten und den ganzen anderen alltäglichen Horror, der zu seinem Aufgabengebiet gehörte. Aber so etwas wie hier war ihm noch nie begegnet. Vor seinen Augen verschwamm alles, die Kehle wurde ihm eng. Die Zimmerwände, das leise Summen des Fernsehers, das rauschhafte Wogen von Rot und Weiß, die jubelnden Spieler, die in endlosen Wiederholungen die Siegestrophäe in die Höhe streckten, alles rückte bedrohlich nah.

»Alles verdammter Blödsinn.« Miller schaltete das Gerät aus.

Er ging auf die Straße, um Luft zu schöpfen. Ein kleiner Yorkshire Terrier trieb sich vor der Haustür herum, neugierig und erwartungsvoll. Miller ging in die Hocke und tätschelte den Hund.

»Hier gibt's nichts für dich, Kleiner, fort mit dir.«

Eine Gruppe von Halbstarke, festlich herausgeputzt in Rot und Weiß, war zum *Royal Marine* unterwegs, dem Pub oben an der Straße, wo sie die Siegesfeier fortsetzen wollten. Sie skandierten *We are the champions!* und klatschten dazu. Der Anführer fing Stuart Millers Blick auf und grinste. »Is heute der schönste Scheißtag in meinem Leben, Kumpel, verflucht noch mal, der allerschönste!«

Mittwoch, 8. Oktober 2008. Später Vormittag.
Katanning, Western Australia.

An ihrer Lage war eindeutig zu erkennen, dass sie es nicht hatte kommen sehen. Ihre Beine waren in einem völlig unnatürlichen Winkel gespreizt. Das Blut neben ihrem Kopf war in der Sonne eingetrocknet, noch bevor die Lache sich die paar Zentimeter bis zum Straßenrand hin hatte ausbreiten können. Gierige Schmeißfliegen sausten über ihr hin und her. Die Oktobersonne stand hoch und war für die Jahreszeit ungewöhnlich gemein. Wer auch nur ein bisschen Verstand hatte, saß im Schatten des einzigen Baumes weit und breit. Oder hielt sich überhaupt nicht hier auf.

Der Sergeant kauerte neben dem rasch in Verwesung übergehenden Körper und sprach in ein kleines digitales Aufnahmegerät. Cato Kwong blinzelte zu ihm hinüber und trank einen Schluck lauwarmes Wasser. Die Flasche in seinen Händen fühlte sich an, als würde sie gleich schmelzen. Auf seinem iPod steigerte sich ein Crescendo in *La Bohème* soeben zu einem Kreischen. Cato stellte das Gerät aus und nahm die Kopfhörer ab. Ein Blick auf die Uhr: immer noch Vormittag.

In diesen Tagen schien die Zeit so langsam zu vergehen. Der Sergeant hieß Jim Buckley: Er schwatzte mit sich selbst, liebte jede Minute, jedes Detail seines Jobs. Für einen derartig großen Kerl waren seine Bewegungen elegant. Ein Pavarotti in einer Metzgerschürze.

»Kugel Nummer eins trat direkt hinter dem linken Ohr ein und durch die rechte Backe aus. Kugel Nummer zwei trat ins linke Auge ein. Kein Hinweis auf eine Austrittswunde, folglich nehmen wir an, dass Kugel Nummer zwei sich noch im Körper befindet. Zur Bestätigung beabsichtige ich, an Ort und Stelle eine Obduktion vorzunehmen. Aufnahme unter-

brochen um ... 10:22 Uhr. Detective Sergeant James Buckley.«

Buckley griff nach seinem Werkzeugkasten und öffnete ihn. Er nahm eine Säge heraus.

Das war einer der großen Unterschiede zwischen dem Morddezernat und dem Viehdezernat, sinnierte Cato, man brauchte nicht auf die Obduktion zu warten, sondern nahm sie einfach gleich selbst vor. Er hatte sich immer noch nicht richtig daran gewöhnt, dass der Kripobeamte Detective Senior Constable Philip Kwong beim Viehdezernat gelandet war. Morddezernat, Dezernat für schwere Straftaten oder selbst Dezernat für Bandenkriminalität, das alles hatte einen Beiklang, bei dem man die Brust herausdrückte und ein Stückchen größer wurde. Aber Viehdezernat? Ihre Aufgabe bestand darin, aktiv zu werden, wenn Diebe die Brandzeichen von Rindern veränderten und die Tiere klauten, wenn Schafe gestohlen oder Trecker entwendet wurden. Die Mitarbeiter des Viehdezernats wurden als Branchenkenner gepriesen, angeblich kannten sie die Farmer, kannten deren Jargon. In Catos Augen jedoch waren sie schlicht gescheiterte Existenzen, die bessere Tage gesehen hatten und jetzt als Kripobeamte weiterverwertet wurden. Aber der Lack war nun mal ab. Das Rindviehdezernat – eine Lachnummer. *Was tun Sie denn, wenn Sie einer verdächtigen Kuh begegnen? Abführen auf die Wache? Und dann weichklopfen und im eigenen Saft schmoren lassen? Oder machen Sie gleich Hackfleisch aus dem Tier?*

Bisher kam Cato sich eher wie ein besserer Landwirtschaftsinspektor vor. Viehdezernat. Das Wort flutschte ihm aus dem Mundwinkel wie der Fluch eines Feiglings. Ja, Fluch eines Feiglings fasste seine Situation ganz gut zusammen. Er war hier gelandet, weil ein Haufen Feiglinge, zu denen er früher einmal aufgeschaut hatte, ihn im Regen hatte stehen lassen. Und er konnte nichts dagegen tun, weil es diesen Kodex gab, diese Bruderschaft – oder welchen bescheuerten Namen man auch benutzen mochte, um zahllose Sünden dahinter zu verbergen.

Die Rindvieh-Abteilung war gerade *on tour*, mit Herz und Hirn. Die beiden anderen Mitglieder der Truppe befanden

sich ehrenwerterweise auf dem Weg in den wilden Norden, während Cato Kwong und Jim Buckley sich ganz bequem in den Süden abgesetzt hatten. Eine Woche »Informationen sammeln«, so sah Buckley diese Unternehmung: Flossenschütteln, Herumschnüffeln, willkürliche Kontrollen und anständige Spesen – das würde sie bis zu ihrer Rückkehr nach Perth auf Trab halten. Eine Woche an Strohhalmen kauen, Fliegen erschlagen und weise nicken, auch wenn ihm das Gesagte total am Arsch vorbeiging, das war Catos Meinung zu dieser Tour.

Cato Kwong, Viehdezernat. Cato, nach Peter Sellers' chinesischem Butler und Kampfsportpartner in *Der rosarote Panther*. Diesen Spitznamen hatten sie ihm auf der Polizeischule verpasst. Cato hatte damals noch keinen der Filme gesehen und sich daher die Videos ausgeliehen, um zu verstehen, worauf die anderen anspielten. Cato, der manische Diener? Cato, der loyale Prügelknabe? Oder schlicht und einfach Cato, der Chinese?

Tag drei hatte eben erst angefangen, aber Cato fühlte sich, als wäre er schon einen ganzen Monat unterwegs.

»Oi, Kwongie, helfen Sie hier mal 'n bisschen, Kumpel?«

Jim Buckleys Gesicht war ganz rot vor Anstrengung, als die Säge in den Nacken der Kuh biss. Blut spritzte, die Schmeißfliegen drehten durch, er war im siebten Himmel. Der zimperliche Cato zuckte zusammen. Ihm war es lieber, wenn Fleisch in Plastikfolie verpackt und mit einem Barcode versehen war.

»Jim. Sir. Sergeant ...«

Cato wusste immer noch nicht, wie er Jim Buckley eigentlich anreden sollte. Nicht, dass er grundsätzlich keinen Respekt vor Höhergestellten gehabt hätte, nein, aber im Fall von Jim Buckley arbeitete er einfach noch daran.

»Hören Sie, müssen wir das denn wirklich alles machen? Ist doch ziemlich eindeutig. Jemand hat die Kuh angefahren und dann mit ein paar Kopfschüssen erledigt. Das Hinterbein wurde mit einer Kettensäge abgetrennt und zum Grillen mit nach Hause genommen. Und das war's.«

Cato trank noch einen Schluck Bergquellwasser. In extremer Hitze funktionierte er nicht gut. Vielleicht sollte er

lieber zur berittenen Polizei nach Kanada gehen oder nach Tasmanien, irgendwohin, wo es schön kühl war.

Jim Buckley runzelte die Stirn, ein ganz klein wenig enttäuscht über die Arbeitshaltung des Jüngeren. »Es ist und bleibt ein Verbrechen, mein lieber Cato. Und es ist unser Job, die Spitzbuben zu finden.«

Cato wusste, dass er gegen die sprichwörtliche Wand anrannte. Nach fünfundzwanzig Jahren im Polizeidienst hatte Buckley endlich seine ökologische Nische gefunden. Das Rindviecherdezernat war seine Domäne, und er hatte keine Lust auf Negativität. Jetzt wischte er sich mit dem Hemdsärmel über die schweißstriefende Stirn und reichte Cato das blutige Werkzeug.

»So, als Ihr Vorgesetzter würde ich Ihnen jetzt raten, die Klappe zu halten und loszusägen.«

2

Vier Stunden vorher.

Mittwoch, 8. Oktober. Morgendämmerung.

Hopetoun, Western Australia.

Ihre Lungen platzten fast, und ihre linke Hüfte quälte sie. Noch zwei Kilometer nach Hause, vier lagen hinter ihr. In den vergangenen zwanzig Minuten hatte sie sich ein wenig alt gefühlt, verbraucht. In letzter Zeit zwickte es an zu vielen Stellen, und es wurde immer schwieriger, dieses Zwicken in Schach zu halten. Aber dann bog sie um die Ecke, kam oben auf der Düne an, und da war das Meer. Wunderschön, dachte sie, traumhaft. Eine leichte Brise kräuselte das Wasser, und gerade ging die Sonne auf und vertrieb die Schatten von den Bergen des Nationalparks im Westen. Streifen in Orange und Rosa, Violett und Blau überzogen den weiten Himmel.

Und, kaum zu glauben, im flachen Wasser an der Buhne planschten zwei Delfine. Die letzten zweihundert Meter sprintete sie fast über den Strand, am Spülsaum entlang, wo

der Sand fest war, ohne die Delfine dabei aus den Augen zu lassen. Als sie näher kam, wurde sie allerdings unsicher. Wie die Delfine sich bewegten, die Form der Flossen, das fröhliche Toben und Herumplatschen – nein, das war kein Platschen, eher ein Schlagen. Haie. Und da war etwas bei ihnen im Wasser, etwas Bräunliches, Schlaffes, Lebloses. Ein Seehund vielleicht, aus der Kolonie auf den Felsen ein paar hundert Meter draußen vor der Bühne. Sie rannte noch schneller. Heute würde sie ihrer Grundschulklasse in der Morgenrunde wirklich etwas Besonderes zu erzählen haben.

Ein Hai hatte den Seehund im Maul und schüttelte ihn wie ein Welp eine alte Socke. Schließlich ließ er ihn los, und der Seehund flog durch die Luft und landete mit einem leisen Klatschen auf dem Strand. Aus jetzt ganz kurzer Entfernung sah sie, dass die Raubfische den armen kleinen Kerl regelrecht zerfetzt hatten, nur eine Flosse war noch drangeblieben, und er schien auch keinen Kopf mehr zu haben. Jetzt stand sie direkt vor dem Kadaver. Sie holte Atem. Ein Zittern überkam sie. Das war kein Seehund, das war ein menschlicher Rumpf. Und die vermeintliche Flosse war ein Arm – ein linker Arm, ohne Hand. Aber das mit dem Kopf hatte sie richtig gesehen – es war keiner mehr dran.

Sie beugte sich vor, stützte die Hände auf die Knie und kotzte. Hinter sich konnte sie die Haie hören, die im seichten Wasser immer noch wie Delfine herumspritzten und sie übermütig verarschten.

Hitzewallung. Senior Sergeant Tess Maguire stellte den Kaffee ab, riss ihre Jacke auf und öffnete ein Autofenster. Doch der Gestank eines überfahrenen Tieres zwang sie, es rasch wieder zu schließen. Tess fluchte und schaltete die Klimaanlage ein. Zwanzig nach sechs an einem frischen Frühjahrmorgen an der Südküste, und sie schwitzte wie ein Schwein. Dann fror sie plötzlich und stellte die Klimaanlage wieder aus. Sie fühlte sich hundeehend. Wieso kriegte sie schon Hitzewallungen? Sie war doch gerade erst zweiundvierzig geworden. Tess betrachtete sich im Rückspiegel. Das kurzgeschnittene blonde Haar verlor allmählich den Kampf gegen die grauen Strähnen. Sie drohte immer wieder, es einfach

grau nachwachsen zu lassen. Das war doch natürlich, oder? Und was war denn so schlimm an Grau? Tess versuchte, an eine bekannte, attraktive grauhaarige Frau zu denken, kam aber nicht weiter als bis zu Germaine Greer. Also setzte sie Haarfärbemittel auf ihre mentale Einkaufsliste und stellte das Radio an.

Die Interviewerin klang so jung, als könnte sie ihre Tochter sein. Sie hatte ihre Stimme ein bisschen ländlich eingefärbt. Mit Respekt einflößendem Näseln sprach sie mit einem Makler für Primärerzeugnisse über die Preise für Getreide und Wolle. Der eine Preis war offenbar hoch und der andere im Keller, im Gegensatz zum Aktienmarkt allgemein, der sich immer noch im freien Fall befand. Tess wollte es einfach nicht in den Kopf, wie eine Handvoll korrupter Hypothekemakler in Amerika einen anscheinend globalen finanziellen Tsunami auslösen und damit das Ende der ihr bekannten Welt einläuten konnten. Egal, hier in Hopetoun würde es sie wohl kaum treffen – der Ort lag am Arsch der Welt und war stolz darauf. Es war Tess' erste Dienststelle nach ihrer Arbeitsunfähigkeit. Neun Monate. Davon den größten Teil des ersten Monats in stationärer und ambulanter Behandlung, die nächsten drei Monate in physiotherapeutischer Betreuung und den Rest in Therapie. Sie fragte sich, wie Melissa wohl zurechtkommen würde, neu in der Stadt und auf der Highschool, neunte Klasse, zusammen mit einer Horde von schwierigen Teenagern, deren Väter hergekommen waren, um in der neuen Mine zu arbeiten. Tess hatte sie im Park herumhängen sehen – die Kids, nicht die Väter. Testosteron. Manche Leute bezeichneten ihr Schubsen und Drängeln, Fluchen und Brüllen ja als jugendliche Ausgelassenheit. Tess aber brach in letzter Zeit der kalte Schweiß aus, wenn sie so etwas sah, sie bekam Panikattacken, kriegte keine Luft mehr und musste heulen. Selbst jetzt noch, wenn sie nur daran dachte.

Ein neues Leben hatte man ihr versprochen, einen neuen Anfang, neue Hoffnung in Hopetoun. Bisher war eine ständige Polizeiwache hier im Ort nicht erforderlich gewesen. Jahrzehntlang war das Städtchen ein verschlafenes Nest gewesen, in dem Farmer aus dem Weizengürtel Urlaub mach-

ten oder ihren Ruhestand verbrachten. Da hatte es für die Polizei nichts zu tun gegeben, nur gelegentlich waren vielleicht mal Alkohol am Steuer oder Familienstreitigkeiten vorgekommen. Seit es aber in der Nähe die Nickelmine gab, war die Bevölkerung stetig gewachsen, von unverändert vierhundert Einwohnern in früheren Zeiten bis auf sage und schreibe zweitausend – und es wurden noch mehr. Bis Hoptoun ein Gotham City war, würde es zwar noch eine Weile dauern, aber seit so viele neue Häuser gebaut wurden, die Leute mit großen Geldsummen um sich schmissen und der Pub immer mehr Zulauf bekam, nahmen zusammen mit den Versuchungen auch auffälliges Verhalten, Vandalismus, Familiendramen und Drogengebrauch zu. Hoptoun war zu einem geeigneten Ort für alternde, verletzte oder untaugliche Polizeibeamte geworden, die eine Auszeit brauchten. Tess gehörte in alle drei Kategorien. Anfangs hatte sie die Versetzung abgelehnt. Senior Sergeant Tess Maguire – das »Senior« war eine Belohnung dafür, dass sie fast totgetrampelt worden war – hatte sich widersetzt. Doch nach ein paar Wochen an einem Schreibtisch im Polizeipräsidium in Perth, wo sie den besorgten, aber verlegenen Blicken der Kollegen sowie dem Verkehr, dem Lärm und den Menschenmassen ausgesetzt gewesen war, hatte Tess den Wechsel ans Meer schließlich begrüßt. Hoptoun – keine nennenswerten Verbrechen, hatte sie sich gesagt, kein Stress. Nur Sonnenschein und Seewind, um den Kopf wieder frei zu kriegen.

Erst hörte sie ihn. Dann roch sie ihn. Und dann sah sie ihn auch: Er kam die Straße entlanggekurvt, quietschend und röhrend, und seine qualmenden Reifen verbreiteten den beißenden Gestank nach versengtem Gummi. Tess schaute auf die Uhr am Armaturenbrett: Er war pünktlich. Sie hatte den Polizeiwagen an der Abzweigung zum Bergwerk geparkt, wo der Wirbel aus schwarzen Reifenspuren von früheren Kunststückchen dieses Fahrers zeugte. Solche Spuren fand man heutzutage auf jeder Straße in jedem australischen Vorort, aber die hohen Tiere im Landkreis wollten dem ein Ende setzen. Das sei ungezügelter Hooliganismus, mache einen schlechten Eindruck und sei einfach eine Schande. Und Tess Maguires Job war es, dieses Fehlverhalten im Keim zu er-

sticken. Sie ließ den Motor an, schaltete den Flasher ein und stellte den Wagen quer auf die Straße, um dem Raser den Weg zu versperren. Er hielt an. Sie klopfte gegen das Fahrerfenster, bis er es öffnete.

»Macht's Spaß, Kane?«

Kane Stevenson, der Donut King – niemand konnte den Wagen so perfekt um die blockierten Vorderräder kreiseln lassen wie er. Ein Idiot aus einer Familie von Idioten. Früher hätte Tess sich vielleicht gescheut, Menschen so in Schubladen zu packen, denn man musste doch allen eine Chance geben und so. Die Zeiten waren jedoch vorbei. Wer sich wie ein Idiot benahm, der war eben ein Idiot. Aber die Bonzen im Landkreis würden daran zu schlucken haben, dass dieser spezielle Idiot ein Einheimischer war, hier geboren und aufgewachsen. Sie konnten es nicht den Bergleuten in die Schuhe schieben, weder den Pendlern noch den Zugezogenen. Kane war ein hausgemachtes Problem. Und seit er im Bergwerk arbeitete, hatte er nun auch noch Geld, das er zusammen mit seinen Reifen verbrennen konnte.

Ganz unschuldig ließ er jetzt sein Fenster herunter. »Morgen, Tess, früh auf den Beinen?«

»Für Sie heißt das Sergeant oder Officer. Sie fahren ja einen verdammt heißen Reifen.«

»Sorry, Mann, ich musste doch ausweichen. Känguru auf der Straße, konnte ich doch nicht einfach totfahren, wo ich so'n großer Tierfreund bin.«

»Aha.«

»Nee, ganz ehrlich.«

Tess trat zurück und tat so, als bewundere sie seinen Wagen.

»Firmenwagen, toll. Sind Sie befördert worden, Kane?«

Stolz schlug er auf das Lenkrad. »Ja, zum Teamleiter. Fünfzehn Riesen mehr im Jahr.«

»Glückwunsch. Die Sache ist, nach unseren schönen neuen Gesetzen gegen Rowdytum im Straßenverkehr bin ich durchaus berechtigt, dieses Fahrzeug zu beschlagnahmen.« Sie schnippte mit den Fingern. »In sechzig Sekunden ist Ihr Wagen futsch. Da wird Ihr Arbeitgeber nicht gerade begeistert sein, fürchte ich.«

Sein Arbeitgeber war Western Minerals, eine der größten und reichsten Unternehmensgruppen der Welt, die auf dem ganzen Erdball Bergwerke besaß. Western Minerals bezahlte hervorragend, war bei Verfehlungen aber gnadenlos. Das Motto: Nulltoleranz. Man ging davon aus, dass dieser Begriff sich auch auf Rowdytum bezog.

»Ach, Scheiße, Tess, hören Sie auf«, bat Kane. Zum ersten Mal blitzte in seinen großen braunen Augen die Erkenntnis auf, dass sein Verhalten Konsequenzen haben könnte.

Tess' Handy dudelte. Greg, ihr Assistent, wie sie auf dem Display sah.

»Tess? Komm lieber zurück in die Stadt. Wir haben hier eine Leiche.«

Sie blinzelte den Donut King drohend an: »Erste und letzte Warnung.« Dann brauste sie mit dem Polizeiauto los und versengte selbst ein bisschen Reifengummi.

Unterwegs begegnete Tess einem Konvoi von weißen Wagen, die in Richtung Bergwerk fuhren, das vierzig Kilometer entfernt lag. Am Stadtrand von Hopetoun raste sie die leichte Steigung bis zum Kreisverkehr hinauf. Von dort fuhr man auf einer Seite in ein Gewerbegebiet ab und auf der anderen in die wuchernde, gesichtslose Legoland-Neubausiedlung. Die Straße geradeaus führte direkt ins Zentrum von Hopetoun. Als Tess oben ankam und die Hauptstraße hinunter bis zum leuchtend blauen Südpolarmeer ganz unten sehen konnte, entspannte sie sich ein wenig. Nach drei Monaten hier in Hopetoun konnte sie immer noch kaum fassen, wie klein und wie ruhig und, ja, wie schön dieser Ort war. Und sie hoffte auch, dass da niemals ein Gewöhnungseffekt eintreten würde.

Tess bog auf den Strandparkplatz ein. Am Strand sprach ihr Kollege, Constable Greg Fisher, mit einer Frau mittleren Alters in Joggingzeug, und der Arzt aus dem Ort hockte im Sand und untersuchte etwas. Was es war, konnte Tess nicht sehen, denn es lag hinter einem provisorisch aus einer Plane errichteten Windschutz. Eine Initiative von Greg: Es war sein erstes Dienstjahr nach der Polizeischule, und er wollte Eindruck schinden – ein Bedürfnis, das Tess schon lange

nicht mehr kannte. Ein Pärchen Austernfischer stocherte mit scharlachroten Stilettschnäbeln im Sand herum. Eine kleine Handvoll Frühaufsteher bemühte sich, einen Blick auf die Leiche zu werfen, aber alle beachteten die unsichtbare Linie, die Constable Fisher gezogen hatte.

Als sie näher kam, erkannte Tess in der Joggerin eine Grundschullehrerin. Sie hatte sie schon im Ort getroffen, das passierte in einem so kleinen Kaff ja fast zwangsläufig. Die Lehrerin war ein bisschen grün um die Nase. Ihre Augen waren geschwollen, ihre Unterlippe zitterte beim Sprechen. Greg machte sich Notizen. Tess überließ die beiden sich selbst und ging über den knirschenden weißen Sand zum Arzt und zur Leiche hinüber. Der Torso glänzte in der Morgensonne. Grüne Seetangranken glitzerten auf dem fleckigen, leicht gebräunten Fleisch. Kein Kopf, keine Beine, nur ein verstümmelter Arm und blassgraue Pampe, wo die fehlenden Körperteile hätten ansetzen sollen.

Der Arzt, breitschultrig, Anfang fünfzig, stand auf. Tess war ihm schon einmal begegnet, vor ein paar Wochen, als sie einen jungen Bergmann bei ihm abgesetzt hatte. Der Bursche hatte bei einem Besäufnis versucht, den Geldautomaten im Pub k. o. zu schlagen, weil der seine Geheimzahl nicht akzeptieren wollte.

»Wie sieht's aus, Doktor Terhorst?«

»Also, er ist tot, das ist mal sicher.« Die Lippen des Arztes kräuselten sich leicht bei diesem kleinen Scherz, dann fuhr er in seinem präzisen afrikaansen Akzent fort: »Aber in diesem Stadium kann ich die Altersgruppe nicht mehr eindeutig erkennen, nicht einmal die ethnische Gruppe lässt sich noch mit Sicherheit bestimmen. Nach der Länge des Rumpfes würde ich ihn auf mittlere Körpergröße schätzen, mittlere Statur. Fragen Sie mich nicht nach dem Todeszeitpunkt – wenn jemand im Wasser gelegen hat, kann man das ohne die richtigen Tests kaum sehen. Vor weniger als einer Woche, ganz grob geschätzt.«

»Haiangriff?« Hopetoun. Südpolarmeer. Die Frage war nicht unbegründet.

»Damals in Kapstadt habe ich einige Opfer gesehen, ja, diese Verletzungen sind typisch für Haiangriffe.«

Tess deutete auf den Brei unten am Rumpf, wo einmal die Beine angesetzt hatten. »Sieht aus, als hätten sie die glatt abgebissen.«

Der Arzt nickte düster, dann kratzte er sich das Kinn. »Schon möglich. Aber ich würde mir eher Gedanken um die Wunde am Hals machen.«

»Wieso?«

»Im Vergleich zu den sonstigen Löchern und Rissen ist sie sehr sauber. Sieht aus, als hätte jemand die Wirbelsäule mit einer scharfen Klinge durchtrennt. Entweder hatte unser Hai tadellose Tischmanieren ... oder aber jemand hat diesem armen Mann den Kopf abgeschnitten.«